Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 20 (1930)

Heft: 27

Artikel: Simujah, die Königsfrau

Autor: Vöglin, Adolf

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-640680

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 27
XX. Jahrgang
1930

Bern,
5. Juli
1930

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst. — Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern.

Sommer.

Von Maria Dutli-Rutishauser.

Auf glatt gemähter Wiese gleißt die Sonne!
Wo gestern noch in farbenfroher Wonne
Der Bumen lebenslustig Heer geblüht,
Liegt's heut wie Sterben, und die Sonne glüht
Den welken Halmen noch den letzten Funken Leben
Hinweg! — das Sein, das kurz zuvor sie hat gegeben.

's ist Erntezeit! — Der Sommer sammelt ein,
Was junger Frühling einst im Frührotschein
Der ersten Lenzessonne froh erschuf.
Nun tönt durchs Feld der Mäder früher Ruf,
Und schwere Wagen führen allerwegen
In stille Dörfer reicher Ernte Segen.

Auf leeren, brennendheißen Wiesengrund
Legt sich in später Sommerabendstund
Wie Segen aus der lieben Herrgottshand —
Ein schwarz Gewitter, das am Himmel stand,
Das ist sein Bote! — Sturm und Regen —
Sie beide wandelt Gotteshand in Segen!

Simujah, die Königsfrau.

1 Ein idyllischer Roman aus Sumatra von Adolf Vögtlin. Copyright by Hans Huber, Verlag, Bern.

1. An den Ufern des Padang.

Ich war ein ausgemachter Springinsfeld, als ich nach dem Osten fuhr. Europa, das übervölkerte, war mir zu eng geworden. Ich brauchte Freiheit für meine gesunden, starken Arme, Raum für meine Unternehmungslust; schaffen wollt' ich, mich rühren, ein kleines Königreich erwerben, um hernach, in die Heimat zurückgekehrt, schönen Leidenschaften, dem Malen und Musizieren, den Lauf zu lassen. So fuhr ich mit dem Segen meines Geschäftsherrn, der im Nordosten Sumatras eine Pflanzung besaß, in Rotterdam vom Festland ab, um auf Insulinde, am Mittellauf des Padangflusses, mein Königreich zu gründen, und fand — eine Königsfrau, die mich mein Reich, das im Geiste zu sehr mit irdischen Gütern bestellt war, völlig vergessen ließ.

Simujah! Wenn ich den Namen vor mich hinspreche, steht rehhafte Lieblichkeit vor mir auf, und eine kindliche, aber heldische Seele umschwebt mich wie der Duft einer namenlos feinen Blume, die nur Sumatras feuchtwarmer Boden zum Blühen bringt. Man sagte mir, dieses Land sei, obschon es nahe beim Aequator liege, noch nicht reif für die Menschen des Westens; ich aber fand eine Sumatranerin, die mir alles war, was ein Weib dem Manne sein kann und die mich aus der Erinnerung immer wieder gleich einem schönen Traum gefangen nimmt. Aus ihrem Wesen entfaltete sich die Seele mit der gleichen Naturhaftigkeit, wie die Palme Blüten und Früchte trägt. War ich, der Sohn einer zerfahrenen, äußerlichen Kultur, die im Menschen den Einklang mit sich selbst zerstört, wohl reif für sie?

Sie fiel mir zum erstenmal auf, da sie der Kindheit kaum entwachsen war, und ich beugte mich dennoch insgeheim vor ihrer Vollendung.

Matahari, das Auge des Tages verstrahlte westlich sein gleißendes Feuer; in das blendende Weiß des Himmels schob sich im Osten eine dunkelviolette Wand herauf. Vor dieser stand, auf der offenen Stangenlaube ihrer väterlichen Hütte, die luftig, mannshoch über dem Erdboden, auf vier mächtigen Bambupfählen ruhte, ein schlankes Malaienmädchen, mit einem goldflimmernden, bis zu den Knöcheln reichenden Sarong angetan, der um die Lenden mit einem ebensolchen breiten Gürtel zusammengefaßt wurde.

Um ihre zarten, knospenden Brüste spielten goldene Linien, während ihre hellgelben Schultern von blauschwarzen Haaren umflossen waren, die wiederum das Sonnenlicht umflimmerte. Sie sah mich heranreiten auf meinem leichtfüßigen australischen Pferde, staunte mich an und stand so still und unbeweglich wie die junge Palme neben des Vaters Hütte.

Jetzt verflackerte die Sonne hinter den hohen, feinnadeligen Tjimarabäumen, warf sich den goldgelben und

purpurnen Mantel um und verschwand. Ohne die Dämmerung abzuwarten, schritt Malam, die Nacht, in ihrem schwarzen Schleierrock einher, den der Bergwind leise bauschte.

Ein Blick hatte genügt, um mir die edelschlanke Gestalt mit ihren reinen Linien unvergeßlich zu machen. War das nicht ein Sonnenkind? Hatte ich je dergleichen unter meinen übernährten, schwerfälligen Landsleuten gesehen? Aus der vollkommenen Ruhe der Haltung dieses Menschenkindes sprach die durch viele Geschlechter hindurch geübte Bewegung zu meinem Auge und meiner Seele. Ich war von ihrem Wesen erfüllt. Wohl möglich, daß ich an ihrer Hütte angeklopft, auch wenn mein Ritt nicht ihrem Vater gegolten hätte. Ich mußte erfahren, wer sie sei.

„Si — Mui.. Si — bulu" hörte ich jetzt eine mütterliche Stimme das Kind in die Hütte zurücklocken: „Komm herein! Die Nacht bringt böse Dünste!"

Die Frau mochte den Mann aus dem Westen, der den Eingeborenen immer noch als geduldeter, von den Hadschi, den Priestern, obendrein bekämpfter und stets verdächtiger Eindringling erscheint, aus einem Fenster der Hütte bemerkt haben und wollte ihre Tochter den gefährlichen Blicken des Fremdlings entziehen. Die plötzlich eingebrochene Nacht verhüllte sie mir.

Ich band mein Pferd gemach an einer Kokospalme vor der Hütte fest und stieg die Leiter zur Behausung des Bürgermeisters hinan. Man führte mich in einen mit einer Petrollampe erhellten Raum, der bereits von europäischer Ausstattungskunst beleckt war, indem Sessel und Tische herumstanden, die man irgendwo auf einer Steigerung im benachbarten Flecken ergattert haben mochte. Der Bürgermeister, ein stattlicher Mann mit angegrauten Haaren, bot mir einen Stuhl an und lud mich ein, mein Anliegen vorzubringen. Ich machte ihm auftragsgemäß eine Bestellung auf Walderzeugnisse zu Bauzwecken, und wir wurden nach kurzer Aussprache handelseinig, daß er nach dem morgenden Ruhetag an der Spitze von dreißig Batakkern zur Rodung eines Stückes Urwald antreten solle, das wir für eine Reispflanzung urbar machen wollten.

Als ich mich zum Schluß nach der Familie erkundigte, erklärte er mir, daß sich alle zum Feste rüsteten; nur seine stattliche Frau bekam ich zu sehen.

Ich hatte vergessen, daß der Zahltag der Pflanzung, auf den stets ein Ruhetag folgt, mit einer Art Volksfest beschlossen wird, das bis in die ersten Morgenstunden hineindauert, und hatte versprochen, mich im Hause meines Administrators an einer musikalischen Abendunterhaltung zu beteiligen.

Ich ritt durch das Djattiwäldchen, welches das Europäerviertel von den Wohnungen der Eingeborenen trennt, zurück und entschuldigte mich für diesen Abend, zur großen Verwunderung des Tuan Besaars, des Herrschers auf der Pflanzung, bei dessen Gattin für den geplanten Musikabend mit einem Unwohlsein, dem ich durch einen abendlichen Spaziergang begegnen wollte. Er brachte mich durch genaue Erkundigung nach der Art meiner Krankheit in etwelche Verlegenheit und ermahnte mich, sofort eine Dosis Chinin einzunehmen und zu Bette zu gehen.

Was war mit mir vorgegangen, daß ich mich entschloß, auszukneifen?

Es kam mir erst zum Bewußtsein — und dabei stieg mir eine Blutwelle jäh aus dem Herzen empor — als ich in hastiger Eile dem Administrator, dem Buchhalter und dem Scheunenassistenten, die alle ihre in der Nähe liegenden Häuser aufsuchten, gute Nacht mit nachfolgendem schönem Feiertag wünschte, während ich selber voll dunkler Erwartung die lange Kokospalmenallee durchschritt, dem Festplatz zu, auf dem sich die Europäer nur äußerst selten einfanden. Hinter mir hörte ich noch das Dröhnen der Läden, die am langgestreckten Kontorgebäude und der Gärscheune unserer Tabakpflanzung geschlossen wurden, und sah, wenn ich mich umdrehte, wie die klingalesischen Nachtwächter die Gasolinlaternen, die den jetzt einsam gewordenen Platz umstanden, eine nach der andern anzündeten, um sich hernach auf ihre Posten beim Kontor, beim Hause des Administrators und bei der Gärscheune zu begeben.

Der Wächter am Gong schlug eben acht Uhr und der volle Ton drang weithin durch die Nacht. Bald darauf traf ich auf dem Festplatz der javanischen Kolonie ein, wo sich, wie mir der Bürgermeister erzählt hatte, auch die Malaien, die einheimische Bevölkerung, einfinden sollten.

Ein Gamelan- und Tanzhaus erhob sich mitten auf dem geräumigen Platze, überschattet von zwei mächtigen Waringinbäumen. Im Scheine von Petrollampen, die daran aufgehängt waren, bearbeiteten die Gamelanspieler mit ihren Klöppeln allerlei Gongs, Schallkrüglein, Xylophone und Metallklaviere, und von allen Seiten strömten die Malaien auf deren weithin quirlendes Lockgeschell herbei.

Viele von den indigoblau gewandeten Malaien saßen bereits in weitem Bogen um das Theater herum und hatten im Scheine von Petrol- und Kokosöllämpchen auf dem Boden allerlei Eßwaren zum Verkaufe ausgebreitet: fußlange und daumenkurze Bananen, kopfgroße stachelige Durians, fleischige Mangans, in ihrer Purpurschale die atlasweißen Mangiskerne, und daneben verschiedene Küchenerzeugnisse, in gerollten Pisangblättern gekochte Würstchen aus Reis und Mais, und endlich allerlei Genußartikel, Betelnüsse, Kalk, Sirihblätter und Kautabak. Meistens wurden diese Auslagen von Frauen behütet, während die Männer sich unter die Volksmenge mischten und sich einiger Cents wegen bemühten, unter den Javanern und Chinesen Partner zum Würfelspiel zu gewinnen. Da und dort lagerte bereits eine Gruppe, welche sich dem Spielteufel ergab.

Plötzlich fühlte ich zwei Augen auf mir ruhen. Ich mochte ihnen meiner weißen Kleidung wegen aufgefallen sein. Ich wandte mich nach der Seite, von welcher mich der Blick getroffen hatte, und sah in die großen, dunkeln Augen Simujahs, die zwischen ihrer Mutter und den Geschwistern auf einer Bank saß und mich unverwandt anstarrte. Ihre reichen schwarzen Haare waren nun am Hinterkopf geknotet, auf der bedeckten Brust blinkte eine schwere Halskette von mexikanischen Silbertalern. Ihre zarten Handgelenke schmückten silberne Ringe und an den Ohrläppchen pendelte ein Gehänge vom selben Edelmetall. Sie war im Festputz.

Wie sie die feingeschweiften Lippen öffnete, um mich zu grüßen, schimmerten in blendender Weiße zwei Reihen Zähne hervor, wie ich noch keine gesehen hatte. Ich sprach mit ihrer Mutter einige Worte und reichte auch der Tochter, wie es dort die Sitte will, die Finger anstatt der ganzen

Hand, zum Gruße. Sie legte ihre Finger sanft darauf. Ein Wohlgefühl durchströmte mich und mußte sich in meinen Augen spiegeln; denn nun vertieften sich die Grübchen auf ihren vollen Wangen, und sie lächelte mich an, als ob auch sie beglückt wäre. Jetzt erst sah ich, welch ein willensfestes und gescheites Stumpfnäschen ihr edles Gesicht in zwei gleichmäßige Teile zerlegte.

Auf einmal wandte Simujah den Blick von mir weg und mit ihr die ganze Zuschauerschaft. Die Musik rauschte mächtig wogend auf. Mariam, eine javanische Tänzerin, die ihre Hausgeschäfte erledigt hatte, schwang sich in schmuckem Kostüm und flatterndem seidenem Slendang, der ihr von der Schulter flatterte, auf die Bühne. Da stand sie nun vor dem Orchester, den buntbeblümten Batiksarong mit breitem Silbergürtel um die Hüften befestigt, das schmucke Brusttuch satt um den Busen geschlungen und ein paar goldene Nadeln im einfach nach hinten geknoteten Haar. Sofort hob sie ihren Solotanz an, ihn oft mit hohem Soprangesange begleitend. Geschmeidig, schlangenartig waren ihre Bewegungen. Die Füße verließen den Boden kaum, glitten darüber hin, indem sie sich bald auf derselben Stelle wand und drehte, bald in raschem weitausgreifendem Zuge den Körper über die Bühne dahinriß.

Fähre auf dem Padang.

Simujah wandte kein Auge mehr von ihr ab; ich war ihr weniger als Luft geworden. So fesselt eine Schlange das Tier, welches ihr zum Opfer fallen soll, dachte ich mir. Ihre Augen leuchteten wie Phosphor.

Jetzt wiegte sich der Oberkörper der Rongeng[1]) schaukelnd in den Hüften, wobei der Hals, die schlanken Arme, die Hände und selbst die dünnen Finger jede Bewegung mitmachten. Dabei wurde der Slendang, ein langer Seidenstreifen, beständig über Kopf und Leib in schönen Schleifen geschwungen. Nun schleppte sie ein Ende desselben am Boden nach, indem sich die Tänzerin sachte rückwärts bewegte, als ob sie jemanden damit locken wollte. Dann, die scherzhafte Lockung plötzlich abbrechend, wirbelte sie den Slendang in die Höhe und schwenkte ihn im nächsten Augenblick hoch in der Luft über Kopf und Schultern.

Alle folgten dem Spiel der Tänzerin erregten Blicks, als sich ein javanischer Jüngling, die Anwesenheit fremder Zuschauer nicht beachtend, auf die Bühne schwang, um den getanzten und gesungenen Liebeswerbungen Antwort zu bringen. Er warf ein paar Kupfermünzen in die bereitstehende Sammelbüchse und machte sich daran, die Bewegungen der Tänzerin nachzuahmen, worin er großes Geschick bewies. Er drehte sich um sie herum, dann folgte er der Fliehenden, zog sich selbst zurück, wenn sie ihm nahte, und so tanzten sie, in jeder Bewegung ein Abbild der Liebe, sich anziehend, dann wieder scherzhaft dem andern ausweichend, um ihn von neuem in heißer Begier zu umwerben und ihn hernach in wilder Flucht, von seiner Liebeswut erschreckt, zu verlassen. Dem entsprach das Anschwellen und die Beschleunigung der Orchestermusik, bis sie jäh abbrach. Jetzt hauchte der Jüngling der Tänzerin rasch einen Nasenkuß auf den Arm, dann auf die Wange und verschwand mit einem flinken Sprung von der Bühne in der Menge der Zuschauer, die seiner letzten Keckheit ein fröhliches Gelächter nachsandten.

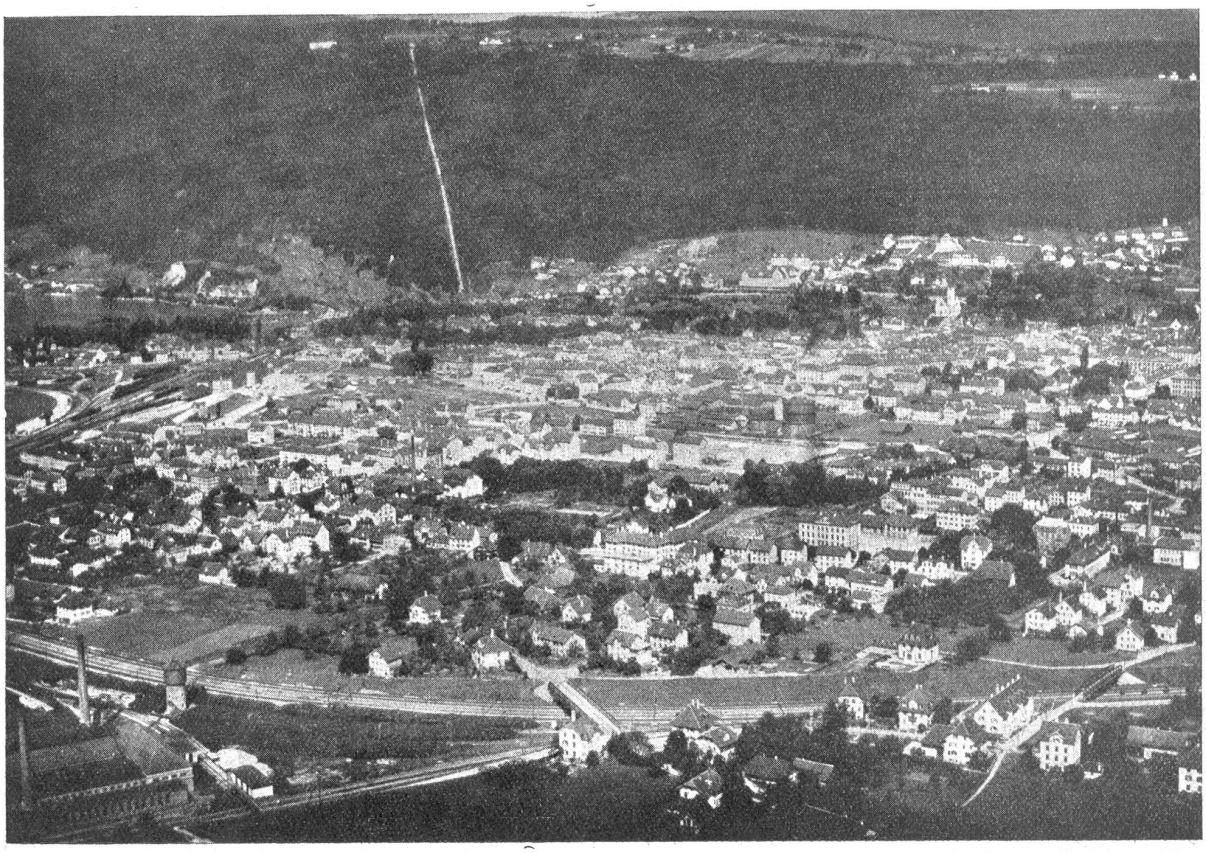
Plötzlich stand, wir wußten nicht wie, Simujah dort vorn auf der Bühne und rief: „Ich fülle die Pause und tanze das Bächlein, tanze den Fluß Padang, die Ueberschwemmung und dann das Meer ... Wer macht mir Musik?"

Die Aufforderung berührte mich so, als ob sie mir allein zugedacht wäre. Ich eilte dem schönen Geschöpf Gottes nach, setzte mich ans Klavier, und alsbald quollen die Rhythmen Schuberts mir unter den Fingern hervor. Sie trippelte mit dem Bächlein wie ein Frühlingswind dahin, wiegte sich auf den Wellen des Flusses, ließ Körper und Hände von den tragischen Wogen der Wasserflut dahintragen, wobei sich ihr der Haarknoten löste, so daß ich in ihren Anblick versunken, an Hamlets ertrinkende Ophelia denken mußte, und endlich gab sie, mit gleichmäßig auf- und niederwogenden Handbewegungen, denen ihr ganz in Bewegung aufgelöster Körper nachschwang, die flutende und verebbende Ruhe und Größe der Meeresfläche wieder.

Ich war hingerissen; denn das war keine handwerksmäßig erlernte Kunst gewesen, sondern eine ganz in der Natur und ihren ewigen Rhythmen aufgehende Menschenseele, was ich da gesehen und mitgefühlt hatte. Das Liebliche und das Erhabene schienen sich in diesem Naturkinde miteinander ausgesöhnt und zu einheitlicher Wirkung verbunden zu haben.

Ich sprang von der Bühne auf den Boden und glaubte ihr herabhelfen zu dürfen; allein da flog sie schon wie ein großer Schmetterling hernieder, umrauscht von dem be-

*) Javanische Tänzerin.



Biel.

Aufnahme der Ad Astra aus 500 m Höhe. Blickrichtung Nordwesten. („Städtebau in der Schweiz". - Fretz & Wasmuth-Verlag, Zürich.)

Das Bild gibt einen Ausschnitt der Gesamtstadt, die Partie zwischen dem See (am linken Bildrand) und der Altstadt (am rechten Bildrand). Im Hintergrund steigt der bewaldete Steilhang des Jura (mit der Drathseilbahn nach Magglingen) unmittelbar aus der Talsohle auf. Die Verbindung zwischen See und Altstadt ist — dicht am Fuß des Bergzuges — hergestellt durch die als dunkle Streifen sich abzeichnenden Alleen des Pasquart. Die Bahnanlagen mit dem Bahnhof legen sich zwischen See und Stadt. Im Vordergrund die von Olten heranführende Linie. Die Masse der Bebauung, ein seit 1850 sich entwickelndes Neuquartier, besteht aus Hochbauten. Im Vordergrund das bereits von städtischen Gebäuden verdeckte Dorf Madretsch. Biel hat 34 599 Einwohner.

wundernden Beifall der Menge, der alles neu und groß vorgekommen sein mochte wie mir.

Nie zuvor hatte ich wie hier das herrliche Gefühl gehabt, daß die Musik imstande sei, die Seele der Völker im Osten und im Westen in Anmut aufzulösen und sie zu einem Einklang zu verschmelzen. (Forts. folgt.)

E Sunndig im Lötschetal.

Von Hermann Hofmann.

Verwiche bi-n-i mit mym Züseli uf dr Lötschbergbahn Goppestei zue gutschiert, vowäge es het mi halt ume-n-einisch a allne Haare i das abgläge, heimelige Lötschetal hingere zoge, i das stille Bärgtal, wo d'Lonza syt Ewigkeite ruuschet, wo ds Bietshorn wie ne Ris uf die wätterbrune Hüttli ache gschouet, u wo vo wyt hingervüre dr Langgletscher wie-n-es früschgwäschnigs Lylache zündet.

Scho währed dr Fahrt si mer e Huufe alti Erinnerunge vor de Ouge uftouchet. I ha das sunneverbrönnte Hüttli z'Blatte hinger ume gseh, wo vor Jahre dr Kunstmaler Anneler gwohnt het. No ganz guet ma mi bsinne, wo mer z'sälbisch i syr Stube-n-inne si gsy u-n-er is het e ganzi Ryglete Gmäld zeigt. Drufache isch er no es Stück wyt mit is ds Tal hingere cho. Jetz isch er nümmeh dert. Aber jedesmal, wen-n-i i ds Lötschetal gah, chume-n-i ume uf ihn z'rede. Mi het ne dert no nid vergässe, trotzdäm er scho längschte nümmeh z'Blatte hinger wohnt.

Vor paarne Jahre bi-n-i ömel o wieder einisch gäge Fafleralp hingere gwaijaschiert. Ungerwägs bi-n-i am Poschthalter vo Wiler begägnet. Aer isch grad vo Kanderstäg här cho. Dert isch är schyns bim Dokter gsy. I ha ne du ömel unger angerem o gfragt, wieso daß är nid hie zum Dokter gangi, es wäri doch nächer. Da het är glachet u mer gantwortet, es gäbi halt i ganz Lötsche keine, dr nächscht sygi z'Kanderstäg, dr zwöitnächscht z'Brig.

* * *

Jetz het's ungereinisch e Ruck gäh. I bi zämegschosse u us mym Sinne erwachet. Dr Zug isch langsamer gfahre u i ha däicht:

„Isch ihm ächt dr Ate usgange oder was Guggers söll's jetz da z'mitts im Bärg inne gäh?"

Verwunderet ha-n-i Züsi agluegt. Das het glachet u seit:

„Du Galoutscheri, merksch ächt nid, daß mer z'Goppestei si? Lueg, es hället ja scho im Tunnel inne."

U richtig, uf ds Mal si mer z'Goppestei acho. Tifig si mer usgstiege u gäge Ferde zue gstäcklet. Wo-n-i d'Lonza ume ha ghöre ruusche u gseh ha, wie sie schuumet u um d'Steine ume sprützt, da het's mi düecht, jetz möcht i grad am liebschte e Jutz uslah, daß me's uf dr Faldumalp obe tät ghöre. Aber oha! Was söll jetz das? — — — Ungereinisch isch dr Wäg fei e chly gäi obsig gange — — — über Schutt — — — u Schnee. Es isch e Lawine gsy. Mänge Meter töif unger ihre isch d'Straß gläge, begrabe unger Dräck, Steine, Chneble u Schnee. E chly töifer isch d'Lonza vorby ghaschtet. Allbott het sie e Schprützer a Schnee ueche bännglet u i eim furt Bitz um Bitz furtgschrisse.

Wo mer si gäge Finschtertelli ueche cho, isch is e junge Lötschetaler begägnet. Aer isch us dr Frömdi cho u het